

Die Zweideutigkeit in Franz Overbecks Aussagen über seinen Unglauben

Autor(en): **Wilson, John Elbert**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Theologische Zeitschrift**

Band (Jahr): **40 (1984)**

Heft 2

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-878168>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Zweideutigkeit in Franz Overbecks Aussagen über seinen Unglauben¹

Die heutige Overbeck-Forschung ist mehrheitlich der Ansicht, dass der Basler Theologieprofessor und Freund Nietzsches nicht ein Christ gewesen sein kann, jedenfalls nicht in den letzten Jahren seines Lebens. Dieses Urteil gründet vornehmlich auf Aussagen Overbecks über seinen Unglauben, die in Manuskripten aus der Zeit nach seiner Pensionierung im Jahre 1897 vorliegen. Im Jahre 1931 ist der grösste Teil dieser Aussagen auf einmal an die Öffentlichkeit gelangt, nämlich in Walter Niggs Arbeit «Franz Overbeck, Versuch einer Würdigung». Seltsam ist es, dass diese Aussagen nicht vorher an den Tag kamen, namentlich in der 1919 von Carl Albrecht Bernoulli herausgegebenen Arbeit «Christentum und Kultur». Diese Arbeit gründet auf denselben Manuskripten, die Walter Nigg ein Jahrzehnt später vorlagen, und Bernoulli selbst war spätestens seit 1906 der Ansicht, dass Overbeck keinen christlichen Glauben hatte.² Wie die von Overbeck selbst veröffentlichten Schriften aber, fordert «Christentum und Kultur» nicht die Schlussfolgerung, dass Overbeck kein Christ war. Bekanntlich hat Karl Barth diese Schriften mit grossem Gewinn gelesen, und Barth hat Overbeck für einen gläubigen christlichen Menschen gehalten. Für Bernoulli und auch für den Basler Theologen Eberhard Vischer war Barths These letzten Endes nur deshalb möglich, weil sie glaubten, Barth hätte Overbeck nur durch die veröffentlichten Schriften gekannt.³ Barth hatte die Manuskripte Overbecks in der Tat nie gesehen, aber er hatte eine andere Quelle für seine Überzeugung, nämlich die Frau Franz Overbecks, Frau Ida Overbeck-Rothpletz. Über ein Gespräch mit Frau Overbeck im Jahre 1920 berichtet Barth in einem Brief an seinen vertrauten Freund Eduard Thurneysen: «Sie... entwarf mir ein Bild von ihrem Mann, das nun einfach haarscharf stimmt zu unserer Auffassung. Die Broschüre kann ruhigst erscheinen, es ist alles in Ordnung, und über die

¹ Die vorliegende Schrift ist eine af geänderte Fassung meiner am 2. Februar 1984 in der Aula zu Basel gehaltenen Antrittsvorlesung.

² Siehe seinen Aufsatz «Franz Overbeck» im Basler Jahrbuch des Jahres 1906, 191. Die in unserem Text angeführten Ansichten und Äusserungen Bernoullis wollen wir in einem folgenden Artikel belegen. S.u.A. 8.

³ S. bes. Vischers Einleitung zu Overbecks «Selbstbekenntnisse» (Basel, 1941), 45 ff. (Der Titel ist von Vischer.) Schon aber in seinem berühmten «Overbeck redivivus» kritisiert er Bernoullis Auswahl der Manuskripte für Christentum und Kultur: Die christliche Welt, 36 (1922) Sp. 111. Die Auswahl ist aber nicht Bernoullis: s. A. 8.

Basler Alleswisser werden *wir* lachen, mehr als sie über uns.»⁴ Die erwähnte Broschüre ist im selben Jahr 1920 unter dem Titel «Unerledigte Anfragen an die Theologie» erschienen. Damals aber waren die Aussagen Overbecks über seinen Unglauben noch nicht veröffentlicht. Im Licht dieser Aussagen hat dann die Overbeck-Forschung sich zum Schluss gezwungen gesehen, dass Frau Overbeck Karl Barth in die Irre führte. Bernoulli meinte, Frau Overbeck sei durch die plötzliche Aufmerksamkeit sehr erfreut gewesen und hätte aus diesem Grunde sozusagen im neuen Spiel der dialektischen Theologie ein wenig mitgespielt.

Diese Schlussfolgerung, dass Frau Overbeck Karl Barth getäuscht habe, ist nun aber in der Tat nicht zwingend, weil nähere Prüfung der Aussagen Overbecks über seinen Unglauben eine bemerkenswerte Zweideutigkeit aufzeigt, die für Barths Überzeugung spricht. Um diese These zu vertreten, muss man die andere postulieren, dass Overbeck mit Absicht zweideutig geschrieben hat. Bevor wir einige Proben vornehmen, ist zu bemerken, dass die Sätze über den eigenen Unglauben nicht zahlreich sind. In der Hauptsache hat Overbeck diese Sätze in seiner Zettel-Sammlung «Kirchenlexikon» unter dem Titel «Christentum (mein)» aufgeschrieben.⁵ Daneben gibt es nur drei andere Aussagen, welche direkt mit dem Unglauben zu tun haben. Jedoch stehen diese Sätze nicht isoliert für sich, sondern sie gehören zu der allgemeinen kritischen Richtung von allen Manuskripten Overbecks aus seiner letzten Zeit.

Die erste Probe ist der ganze erste Abschnitt unter dem Titel «Christentum (mein)» (vgl. Nigg, 54f.):

«Ich habe kein eigentümliches Christentum, ich bin ihm nur entfremdet, von Haus aus fremd und durch das Leben, alles was mir an Menschen und Dingen darin begegnet, nur immer fremder geworden. Ich habe kein Verhältnis zum Christentum, das auf einem anderen Bande, das mich damit verbände, beruhte, als meine Theologie und meinen Theologenberuf. Zu diesem bin ich aber nur durch ein Missverständnis gekommen, woher sollte ich also noch ein Christ sein? Ich bin kein Theologe und also auch kein Christ, der ich nur, wenn ich ein Theologe wäre, sein könnte. Kann ich den Satz auch umkehren? Ich glaube nur darum nicht, weil es doch eine viel bedeutsamere Sache ist, kein Christ als kein Theologe zu sein. Nur *meinetwegen* wäre diese Umkehrung, so viel ich sehe, möglich.»

Man merkt zunächst die umständliche, wortreiche Art dieser scheinbar eindeutigen Erklärung. Die Zweideutigkeit besteht darin, dass der Unglaube

⁴ Briefwechsel K. Barth–E. Thurneysen, Teil 1, 1913–1921 (Zürich, 1973), 380. Vgl. K. Barth, «Immer noch unerledigte Anfragen», *Die christliche Welt*, 36 (1922) Sp. 249.

⁵ Siehe M. Tetz, *Overbeckiana. Übersicht über den F. Overbeck-Nachlass der Universitätsbibliothek Basel*, II. Teil: *Der wissenschaftliche Nachlass F. Overbecks* (Basel, 1962), 108 ff.

auf den «Besitz» oder auf das «Eigentum» bezogen wird. Auch das «nur *meinetwegen*» des letzten Satzes bezieht sich auf das Christentum als etwas Eigenes, als Besitz. Nur ist zu fragen, ob christlicher Glaube für Overbeck überhaupt ein «Besitz» sein kann, ob für ihn das Christentum etwas ist, zu dem man «ein Verhältnis hat». Im Neuen Testament gibt es Grund, vielmehr umgekehrt von dem gläubigen Menschen als Besitz Christi zu reden – man denke etwa an das hohepriesterliche Gebet Jesu in Joh 17. In seinem «Kirchenlexikon» unter dem Titel «Glaube (Vermischtes)» (§ 2) zitiert Overbeck das Wort des Ambrosius: *Fides teneri nescia*. Glaube kann nicht – wie Overbeck hier schreibt – in Schranken gehalten werden, oder, wie man auch übersetzen kann: Glaube kann nicht ein Besitz sein. Noch wichtiger sind aber Feststellungen Overbecks über die Theologie, welche sie als Eigentumsverhältnis definieren. In seinen Vorlesungen über die mittelalterliche Scholastik, im Jahre 1917 veröffentlicht, leitet diese Definition sogar die ganze Arbeit ein. Am Anfang (S. 3) schreibt er in bezug auf die Theologie im allgemeinen: «Als blosses Ideal ohne Form existiert in der Geschichte überhaupt kein Ding, die Periode, welche irgend einen Inhalt mit einer Form versieht, macht das ganze Ding damit zu seinem Eigentum.» An dieser Stelle nennt er dann die Theologen «Besitzer». Als Menschen ihrer Zeit versehen sie z. B. den Glaubensinhalt mit einer bestimmten Form und machen damit den Glaubensinhalt zu einem Besitz ihrer Theologie.

Dass nun bei Overbeck die Theologie für den christlichen Glauben eine sehr problematische Grösse ist, ist in der Forschung kein Geheimnis. In seiner wichtigsten Arbeit, «Über die Christlichkeit unserer heutigen Theologie» von 1873 (zit. nach der Ausgabe Darmstadt 1963), spricht er aus, dass die Wissenschaft an sich immer schon die Fähigkeit gehabt habe, den Glauben wegzuerklären und daher zu zerstören, es sei denn, dass der Glaube selbst stark genug ist, sich von solcher Wirkung fernzuhalten (23f.). Theologie definiert Overbeck als Wissenschaft und schreibt weiter (34f.), wenn auch in früheren Zeiten der Kirchengeschichte der Glaube die Wissenschaft habe beherrschen können, so sei das heute nicht mehr der Fall. Heute sei die Wissenschaft vom Glauben völlig frei geworden, sie unterwerfe sich keineswegs den Forderungen des Glaubens. Dies sei nach den Grundsätzen der heutigen Wissenschaft zwar der Fall, aber es bedeute nicht, dass die Wissenschaft sich gegenüber dem Glauben neutral benehme noch benehmen könne. Nur würden die Theologen diesen Tatbestand nicht erkennen, und ihre Blindheit führe dann zur Konsequenz, dass in der modernen Theologie die Theologen den Glauben einer grundsätzlich ungläubigen Wissenschaft unterwerfe. Dies ist wahrscheinlich die wichtigste These der «Christlichkeit der heutigen Theologie». Dann aber muss es für den Glauben erst recht wichtig

werden, dass er nicht der Besitz oder das Eigentum der Theologie sein kann, dass er die Schranken auch der modernen, vom Glauben emanzipierten Wissenschaft sprengt. Und in der Tat fordert Overbeck die Theologie auf, grundsätzlich kritisch zu werden (109 f.). Nach eigener Praxis – besonders in den Schriften nach 1897 – bedeutet solche Kritik das Entstehen einer Antitheologie, welche die Schwäche jeder theologischen Arbeit aufzuweisen hat, und zwar in sehr bewusstem Gegensatz zur Meinung sowohl konservativ-apologetischer als auch liberaler Theologie, den Glauben wissenschaftlich vertreten oder verteidigen zu können.

Damit gelangen wir zum zweiten Beispiel eines zweideutigen Bekenntnisses des Unglaubens. In einem im Jahre 1898 geschriebenen Manuskript unter dem Titel «Tagebuchartiges» (Kat. No. A 267c) sagt Overbeck:

«...ich bin hier am Ort wohl Professor der Theologie gewesen, aber dabei weder Theolog noch Christ.» Die Zweideutigkeit kommt durch das Wort «dabei» zum Ausdruck: «Bei» der *Profession* der Theologie ist er kein Christ gewesen. Vier Seiten später im selben Manuskript stellt er fest: «Im Grunde ist doch solches Bekenntnis [zum Unglauben] überflüssig, weil von mir schon längst geleistet. Seit meiner «Christlichkeit der heutigen Theologie» darf mich kein ernster Mensch noch für einen Christen halten. Ich habe darin den Vorbehalt erklärt, unter welchem ich noch allein Theologe bleiben wollte, nämlich den meines persönlichen Unglaubens...»

Diese Aussage scheint ganz eindeutig zu sein. Zweideutig wird sie erst durch die Feststellung, dass in der genannten Arbeit Overbeck nirgends bekennt, er sei nicht ein Christ. Doch er sagt, dass die Theologie durch ihre Wissenschaftlichkeit unchristlich sei. Bei diesem Vorbehalt, nämlich dem der Unchristlichkeit der heutigen Theologie, ist er zwar Theologe gewesen, aber «dabei» kein Christ. In der zweiten Ausgabe dieser Arbeit (162) schreibt er, er habe keine oder eine nur in einem sehr relativen Sinn «bessere» Theologie zu bieten. Ist die Theologie die Vertretung und Verteidigung des Glaubens durch die Wissenschaft, so hat er eine bessere Theologie in der Tat nicht, denn eine bessere Theologie ist unter dem gegebenen Umstand der neuzeitlichen Wissenschaft ganz und gar unmöglich. Hat man das eingesehen, so muss man auch einsehen, dass man nicht zugleich Theologe und Christ sein kann.

Die nächste Aussage über den Unglauben ist den unmittelbar vorher besprochenen sehr ähnlich und kommt in einer Bemerkung über sein Verhältnis zu Ritschl vor (vgl. Nigg, 197). Albrecht Ritschl hatte aus der Schrift «Christlichkeit der heutigen Theologie» herausgelesen, dass Overbeck zwar ein Christ sei, aber nach Ritschls Urteil ein «buddhistischer» Christ. Das schreibt Ritschl gegen Ende des 3. Bandes von «Rechtfertigung und Versöhnung». Das Urteil hängt mit der asketischen oder auch eschatologischen

Beurteilung der Welt bei Overbeck zusammen. In seinem «Kirchenlexikon» unter dem Titel «Ritschl (mein Verhältnis zu ihm)» erklärt Overbeck Ritschls Urteil in seiner Gesamtheit als falsch. Die Vorstellung, er hätte etwas mit dem Buddhismus zu tun, wird abgewiesen. Über sein Christsein schreibt er:

«Gerade die Schrift, die Ritschl an der angeführten Stelle bestreitet, bot ihm vielmehr vollkommen legitimen Anlass, es mindestens zu bezweifeln, dass ihr Verfasser ein Christ sei. Nun bin ich es in der Tat nicht und auch schon damals, insofern ich schon damals mich rein kritisch dazu verhielt ... So kann ich mich doch auch nicht für einen Bekenner eines buddhistischen Glaubens durch das Mittel eines Christentums gelten lassen, das ich selbst gar nicht besitze.»

Wiederum scheint die Feststellung des eigenen Unglaubens eindeutig zu sein. Es ist aber gewiss aufgefallen, dass Overbeck im letzten Satz das Wort «besitzen» gebraucht. Er «besitzt» den Glauben nicht. Weiter bezieht er seinen Unglauben auf das rein kritische Verhalten zum Christsein. Er schreibt: «Ich bin in der Tat kein Christ, insofern ich mich rein kritisch dazu verhalte.» In der «Christlichkeit der Theologie» hatte ja Overbeck die Theologie aufgefordert, kritisch zu werden. Das «insofern» wirkt aber auch eingrenzend. Es ist nicht klar, ob Overbeck sich nur rein kritisch zum Christentum verhalten hat. Schon das Wort «kritisch» selbst ist sehr zweideutig. Dass Overbecks Schrift von 1873 «Anlass» bietet, «mindestens zu bezweifeln, dass ihr Verfasser ein Christ sei», kann im Licht von manchen Sätzen nicht bestritten werden. Aber diese Sätze sind durch den Gesamteindruck des Werkes überschattet, wie das Ritschl selbst bezeugt.

Die bis jetzt noch nicht besprochenen Aussagen über den Unglauben sind alle unter dem Kirchenlexikon-Titel «Christentum (mein)» aufgeschrieben. Dort steht im zweiten Paragraph der Satz: «In mir ist nicht einmal so viel Christentum noch lebendig, als in meinem Freunde Erwin Rohde sich noch der Welt sichtbar zu machen vermochte ...» Was diesen Satz zweideutig macht, ist ein an dieser Stelle sehr betonter Hinweis auf einige Worte Rohdes über die Religion, die in Rohdes Biographie stehen. Rohde schreibt: «Zu dem, was eigentlich *in* mir ist und lebt, kann ich wohl ein Verhältnis der Ehrfurcht haben, aber nicht eines der *religio*, die stets ein ausser mir Bestehendes ... voraussetzt.»⁶ Das sagt auch Overbeck – die Sache des Christentums ist *extra nos* – aber Rohdes Ausdruck kann er nur mit einem wichtigen Vorbehalt gebrauchen. Overbeck: «In mir ist nicht einmal so viel ... noch lebendig.» Auf was soll sich das beziehen? In der kurzen Besprechung von Rohdes «Sichtbarmachen» seines Christentums schreibt Overbeck: «Von [dem Christentum] besitze ich vielleicht nichts mehr als das Verständnis, das ich dafür habe.» Es

⁶ Aus einem Brief Rohdes an Joh. Volkelt, in: O. Crusius, E. Rohde (1902), 190. Am Schluss zitieren wir diesen komplizierten 2. Abschnitt aus «Christentum (mein)». Dort ist bes. der zweiseitige «Kern» von Overbecks Übereinstimmung mit Rohde zu beachten.

handelt sich wiederum um den Besitz. Rohde sagt, er «hat ein Verhältnis der *religio*». Das ist es, worauf das «nicht einmal so viel» sich bezieht. Hier schreibt Overbeck auch den bemerkenswerten Satz: «Ich weiss nicht, ob ich es je auch nur so weit zu einem Bekenntnis zum Christentum vor der Öffentlichkeit noch bringen werde.» Wie hätte er diesen Satz schreiben können, wenn die Aussagen über den Unglauben eindeutig wären?

Mit den angeführten Beispielen haben wir die Substanz der Sätze über den eigenen Unglauben betrachtet. Durch weitere Beispiele (Nigg, 55f.) wäre nichts wesentlich Neues über den Unglauben selbst zu hören.⁷ Alle Aussagen sind darin gleich, dass sie den Unglauben auf die Unchristlichkeit der Theologie beziehen, sofern das Besitzverhältnis zum Glaubensinhalt im neuzeitlichen Wissenschaftsbegriff ein ungläubiges sein muss. An einer anderen Stelle in den späten Manuskripten, wo Overbeck nicht über den eigenen Unglauben, sondern über die moderne Theologie schreibt («Christentum und Kultur», 267), bedeutet das «Eigentumsrecht» der Theologie das Recht, über den Besitz zu verfügen. Das wird auf die Begriffe «Gott und Seele» in der modernen Theologie angewendet: Die moderne Theologie benehme sich so, als ob sie über «Gott und Seele» etwas weiss, dagegen «weiss» kein Mensch von ihnen, und im Fall der modernen Theologie sind «Gott und Seele» lediglich menschliche Erfindungen.

Am Anfang haben wir gesagt, dass die Aussagen über den Unglauben nicht isoliert für sich, sondern in Zusammenhang mit der ganzen antitheologischen Kritik Overbecks in Verbindung stehen. Das wollen wir nun durch ein weiteres Beispiel veranschaulichen. In den scheinbar gegen das Christentum gerichteten Manuskripten aus Overbecks letzten Zeit findet man auffallend häufig den Ausdruck «unter uns» oder «unter uns Menschen». Der Ausdruck kommt so häufig vor, dass er wie ein Tick Overbecks aussieht, und das fällt um so mehr auf, weil er in den früheren Schriften fehlt (vgl. aber «Christlichkeit der heutigen Theologie», 71). Als Beispiel zitiere ich zwei Sätze aus dem «Kirchenlexikon», die unter dem Titel «Religion (Rationalismus) Allgemeines» stehen: «Wir Abendländer wenigstens bedürfen auch der Religion nicht mehr, ist nur der Ersatz, den wir Menschen uns selbst im Rationalismus dafür geschaffen haben, vorhanden. In dieser Situation hat sich auch das Christentum unter uns zu finden...» Das wäre eine Absage an das Christen-

⁷ Eine andere Aussage Overbecks – unter dem Titel «Theologie (meine)» –, wonach er «nie ein religiöser Mensch gewesen» sei, ist auch auf dem Weg der Spur-Verfolgung als zweideutig nachzuweisen. Im Grunde ist das nicht nötig, weil Overbeck an anderen Stellen (z. B. «Roscholl, Einsame Wege, Vermischtes») seinen früheren christlichen Glauben ausdrücklich bezeugt und weil seine Studentenpredigten den Glauben klar genug belegen. Siehe unsere Arbeit *Gott, Mensch und Welt bei F. Overbeck* (Bern, 1977), 19, 23 ff.

tum nur, wenn der Ausdruck «unter uns» keine besondere Bedeutung hätte. Der Ausdruck ist aber zweideutig. In «Christentum und Kultur» (47) wird er ausdrücklich besprochen, und zwar in Zusammenhang mit Nietzsche: Nach Overbeck ist Nietzsches Übersetzung des Jesus-Wortes Lk 17, 20.21 – «Das Reich Gottes ist unter euch!» – in dem Sinne zu verstehen, dass die Menschen über das Reich und über das Christentum erhaben seien. Darüber schreibt Overbeck: «Was Nietzsche meint, gilt nur für die Zweideutigkeit des deutschen *Unter*, nicht aber für das griechische *Entós*.» Es ist möglich, dass Overbeck, wo er in seiner Kritik den deutschen Ausdruck «unter uns» auch gebraucht, diese Zweideutigkeit beabsichtigt. «Unter uns» würde dann auf verhüllende Weise die Vorherrschaft einer Wissenschaft zum Ausdruck bringen, die in ihren Grundlagen atheistisch ist. Ja, auch ohne Nietzsches Auslegung des Jesus-Wortes wäre das «unter uns» naheliegend gewesen, weil es zum Wesen der Philosophie des «Übermenschen» gehört.

Andere zweideutige Begriffe liegen vor, z. B. etwa der Begriff «Urgeschichte». Bei Overbeck beginnt mit der «Urgeschichte» ein Prozess, der mit dem Tod endet. Aber sie lässt etwas anderes erblicken, nämlich den Ursprung und das Glaubensleben des Neuen Testaments als etwas, das sich dem Begreifen der Wissenschaft entzieht. Die «Todesweisheit» ist ein anderes Beispiel. In der Tat gibt es sehr wenig bei Overbeck, das diese Zweideutigkeit nicht zeigt. Sie verleiht Overbecks Denken in der Beziehung zum Glauben einen bemerkenswert positiven Charakter, sofern sie dem Glauben sozusagen Raum bewahrt. Darin darf sie ein Zeichen der Glaubensstärke sein – jener Stärke, die sich der zerstörenden Kraft der Wissenschaft entzieht. Auch darf sie den Beweis dafür liefern, dass für Overbeck die neuzeitliche Wissenschaft, die alles in ihren Besitz nehmen will, keinen absoluten Wert hat. Wenn dies eine «Verteidigung» des Glaubens sein sollte, dann in einem völlig anderen als apologetischen Sinn. Overbeck beweist nur, dass die neuzeitliche Wissenschaft nicht alles erklären kann, welcher Beweis, für sich betrachtet, auch sehr zweideutig ist.

Als Carl Albrecht Bernoulli Frau Overbeck die Frage stellte, was sie Karl Barth in jener Unterhaltung des Jahres 1920 über ihren Mann eigentlich mitgeteilt habe, antwortete sie, sie habe Barth gesagt, «dass meines Mannes Betrachtungsweise ganz aus dem Inneren der Religion geflossen, doch ein objektives Gewand trage, ein Aussenseiter-Gewand».⁸ Dieser Satz würde in

⁸ Zitiert aus einem Brief vom 13. Nov. 1927, Nachlass C. A. Bernoulli, GIb, 157, Universitätsbibliothek Basel. Aus diesem Brief geht auch hervor, dass Frau Overbeck durch ihre Abschriften die Auswahl der Manuskripte Overbecks traf, die Bernoulli für «Christentum und Kultur» dann ordnete und z. T. neu herausgab. In einem folgenden Artikel wollen wir den Briefwechsel zwischen Frau Overbeck und Bernoulli betrachten.

der Tat Barths Ansicht untermauern, und er würde die absichtliche Zweideutigkeit in Overbecks Aussagen über seinen Unglauben weitgehend erklären. Gewiss aber bleibt die Frage zurück: Warum hatte Overbeck ein «Aussenseiter-Gewand» getragen? Die Antwort auf diese Frage ist, wie wir meinen, die Lösung des Overbeck-Rätsels überhaupt. Wir wollen einige Überlegungen erwähnen, die nach unserer Meinung für die Antwort wichtig sind. Dabei gehen wir davon aus, dass Overbeck über seinen Unglauben in der Tat zweideutig geschrieben hat. *Erstens*, die Antitheologie reicht bis dahin, dass Overbeck der theologischen Wissenschaft nichts in der Form eines persönlichen Bekenntnisses zur Verfügung stellen wollte, vielmehr wollte er sie herausfordern, verblüffen und beleidigen, aber nicht aus Gründen des Unglaubens, sondern aus Gründen des Glaubens. Um ihn zu verstehen, muss man die Radikalität seiner Ansichten über die Wissenschaft der Neuzeit in ihrem ganzen Ernste begreifen. Overbeck will die Theologen als Sünder überführen, weil sie in ihrer Wissenschaft – um der Inbesitznahme des Glaubensinhalts willen – die «Welt» mindestens ebenso lieben, wie sie Christus lieben. Im sehr wichtigen Schlussteil der «Christlichkeit der heutigen Theologie» fordert er die Theologie auf, ihre Wissenschaft dem Glauben als Opfer, anstatt umgekehrt den Glauben als Opfer der Wissenschaft darzubringen. Sein Angriff auf die Theologie in dieser Schrift wird besonders scharf, wo er die Theologie der Irreführung der Laien beschuldigt. *Zweitens* hat man besonders darauf zu achten, was Overbeck über den «Begründer» der Theologie, Clemens von Alexandrien, zu sagen hat, namentlich in der Schrift «Über die Anfänge der patristischen Literatur» von 1882. Nach Overbeck sah Clemens in der griechischen Wissenschaft seiner Zeit keinen Weg zur christlichen Wahrheit. Er verweist auf die zwei grundsätzlich verschiedenen Sprachen – die Sprache des Glaubens oder des Neuen Testaments, und die Sprache der griechisch-platonischen Wissenschaft – zwei Sprachen, die nicht ineinander übersetzt werden können. Die alexandrinischen Christen, für welche Clemens schreibt, sprechen vor allem die Sprache der griechischen Wissenschaft. Jetzt haben sie zu lernen, jene andere Sprache richtig zu verstehen. Clemens wählt das Mittel wissenschaftlicher «Verborgenheit», um seine gebildeten Zöglinge nach und nach durch die Wissenschaft hindurch zur christlichen Wahrheit zu führen. Overbeck zitiert auch Clemens' Bild einer Nuss, die sich nur dem erschliesst, der die harte Schale zu zerbrechen versteht. So nennt er Clemens «Lehrer des Christentums», nicht «Lehrer der Theologie». *Drittens*, man hat zu erkennen, wer für Overbeck die neuzeitliche Wissenschaft vertritt und verkörpert: Zuerst ist es D. F. Strauss, zuletzt ist es Nietzsche. Diese liefern Overbeck die Form der Wissenschaft, die er als sein Aussenseiter-Gewand auch trägt. Aber er macht durch diese Wissen-

schaft das Christentum nicht zu einem Besitz, vielmehr enteignet er sich jedes solchen Besitzes. Gerade darin besteht die Christlichkeit seiner antitheologischen Wissenschaft. Die neuzeitliche Wissenschaft ist für Overbeck eine Macht, welche durch keine menschliche Kraft davon abgehalten werden kann, die Gebildeten der Zeit zu formen, ja sie hat bei Overbeck die Fähigkeit, das Christentum zugrunde zu richten. Man sollte darum die Eschatologie bei Overbeck durchaus ernst nehmen. *Viertens*, Overbeck unterscheidet zwischen Prediger und Theologen oder auch Antitheologen («Christlichkeit der heutigen Theologie», xi, 45, 166, 173). Prediger oder die Pfarrer sollten dem theologischen Streit möglichst fernbleiben, aber Overbeck weiss auch, dass dies unmöglich ist, weil die Pfarrer auch theologisch gebildet sind. Doch meint er, dass die «Religion» selbst der Verteidiger ihrer «Mythen und Dogmen» sei.⁹ Daher sind die Pfarrer der Verkündigung «von Haus aus» (von der Sprache des Neuen Testaments aus) der Sache des Glaubens sehr viel näher als die Theologen. Interessanterweise gibt es Predigten aus Overbecks Studentenzeit, die einen sehr leidenschaftlichen und sehr bibelorientierten Glauben bezeugen.¹⁰

In seinem «Kirchenlexikon» unter dem Titel «Theologie (meine)» schreibt Overbeck:

«Warum ich auf jeden Fall zur Theologie anders stehe als zum Christentum, und von «meiner Theologie» nur in einem ganz anderen Sinne reden kann als von «meinem Christentum», vgl. «Christentum (mein)». . .» Diesen Unterschied haben wir oben im ersten Overbeck-Zitat betrachtet. Im selben Abschnitt unter dem Titel «Theologie (meine)» schreibt er, dass er die Theologie des modernen Christentums «von Herzen» bestreite. «Was das aber in Hinsicht auf das Christentum bedeutet, das muss ich Berufeneren nach mir zu schätzen überlassen, so weit man nach mir überhaupt noch etwas von mir wissen wird. Was aber schon darum recht zweifelhaft ist, weil ich Reformator bin weder der Theologie noch des Christentums, bin jener nicht, weil ich es gar nicht sein mag, dieses nicht, weil ich es nicht sein kann.»

Christus, nicht die Theologie, vertritt und verteidigt den Glauben. Nach unserer Meinung verstand Karl Barth die Sache richtig, als er aus Overbeck Gewinn zog für die bedeutendste Wendung in der Theologie in den letzten zwei Jahrhunderten: Overbeck wollte eine Frage sein, er wollte der Theologie unerledigte Anfragen stellen, und zwar um sie zum richtigen Verständnis des

⁹ Vgl. «Christentum (modernes) Charakteristik», §14, in Overbecks «Kirchenlexikon»: «Der Name Christi beweist im Christentum Alles oder Nichts. Auf keinen Fall lässt er irgend einem Anderen noch etwas neben ihm zu beweisen übrig. Das ist die Gottheit dieses Namens, die sich selbst beweist oder überhaupt nicht zu beweisen ist. . .» Vgl. «Christlichkeit der heutigen Theologie», 74: Christentum, also die christliche Religion, ist «ein Glaube an Christus».

¹⁰ S. A. 7.

Glaubens zu führen. Unsere Frage ist: Wer ist Overbeck? Aus welcher Tradition ist er gekommen? Wenn wir mit unseren Thesen Recht haben, haben seine Ansichten weit mehr den Charakter der Erweckung als den der liberalen oder der orthodoxen Theologie.

John Elbert Wilson

Zusatz zu A. 6.

«Christentum (mein)», § 2: «In mir ist nicht einmal so viel Christentum noch lebendig als in meinem unersetzlichen Freunde *Rohde* sich noch der Welt sichtbar zu machen vermochte, bei welchem allem Anschein nach sich alles, womit er da noch «aufwarten» konnte, auf das Stossseufzerchen beschränkte, mit dem er gegen Ende seines Lebens seine «Psyche» (II, S. 404 der 2. Aufl.) schloss. [Rohde schrieb: 'Ein neuer Glaube, ganz anders als alle ältere Religion mit der Kraft begabt, das schwerbeladene Herz zu zerknirschen und in Hingebung aufwärts, dem göttlichen Erbarmen entgegenzutragen, blieb auf dem Plan.' Zitiert auch bei Crusius (siehe unten), S. 191.] Vom Inhalt dieses Stossseufzerchens besitze ich vielleicht nichts mehr als das Verständnis, das ich dafür habe, und kraft dessen er meinen lieben Freund auch nicht im geringsten in meiner überschwänglichen Hochschätzung herabsetzt, jedenfalls also noch weniger als der, der ihn ausgestossen. Ich weiss nicht, ob ich es je auch nur soweit zu einem Bekenntnis zum Christentum vor der Öffentlichkeit noch bringen werde. Wahrscheinlich noch tiefer als ich sympathisiert hier mit Rohde sein sehr verdienter Biograph *O. Crusius* (Erwin Rohde, Tübingen u. Leipzig, 1902, S. 191), da *ich* mich an seiner Stelle bei der Gelegenheit auf die Konstatierung der Abneigung Rohdes gegen alle agitatorische Freigeisterei (worin der Kern *unserer* Übereinstimmung in diesen Dingen lag) und seines «resignierten Skeptizismus» als der Grundstimmung, mit der er aus der Welt geschieden ist, beschränkt hätte, mich im Übrigen vor jenem Stossseufzer stumm und still verneigend. – Überaus wertvoll ist mir für meine Erbauung an Rohdes Freundschaft *Crusius'* Mitteilung aus seinem Brief an [Joh.] Volkelt a. a. O. S. 190. Das trifft den Kern unserer Übereinstimmung in religiösen Dingen, mit dem was es am Anteil unseres gemeinschaftlichen Freundes Volkelt an den religiösen Kümernissen der Gegenwart auszusetzen hat.» [Am Schluss verweist Overbeck auf seinen Kirchenlexikon-Titel «Volkelt (Joh.)», wo er schreibt, Rohdes von Crusius zitierte Bemerkung über die Religion in seinem Brief an Volkelt sei «sozusagen mir aus dem Herzen formuliert».]